

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22 $\frac{1}{2}$ Sgr. (7 $\frac{1}{2}$ Nkr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Kemtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 45.

Berlin, Mittwoch den 13. April

1836.

Frankreich.

Die Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske.

Vom Bibliophilen Jacob.

Zweiter Artikel.

Als die Bastille in die Gewalt des Volkes fiel, wurden die Thüren der Gefängnisse mit Artschlägen geöffnet; man fand aber nur acht Gefangene zu befreien, während man zahllose Opfer im Innern dieser finsternen Wüste begraben gewähnt hatte; nun hieß es, der größere Theil der Verhafteten sey wenige Tage vorher im Geheimen anderswohin geschafft worden. Das Andenken mehrerer berühmter Gefangenschaftler schwebte noch über dem Schutt, den man schnell hinweggeräumt hatte, um an demselben Ort, wo Jahrhunderte lang so viel Thränen geflossen waren, die Inschrift: „Hier wird getanzt“, aufzurichten. Ohne Zweifel stand der Geist der eisernen Maske den zerstörenden Patrioten vor Augen, denn als einer der Sieger die große Gefangenen-Liste als Trophäe auf der Spitze eines Bajonnetts herbeibrachte, erwartete die Municipal-Versammlung des Stadthauses in feierlichem Schweigen, daß das Geheimniß des Despotismus aus diesen blutigen Seiten auftauchen werde: aber Folio 120, dem Jahre 1698 und der Ankunft des maskirten Gefangenen von der Insel Sainte-Marguerite entsprechend, war ausgerissen und durch ein Blatt von feischerer Schrift ersetzt worden!

In den unterirdischen Räumen der Bastille entdeckte man ganze Gripple, in den Kaminen zerstückelte und verweste Gebeine; da erinnerte man sich schauernd der schrecklichen Behauptungen, die Constant von Renneville in seiner Geschichte der Bastille aufgestellt und die man leichtfertig als bloße Märchen und Verleumdungen behandelt hatte; man glaubte nun, daß eine Menge von Verbrechen und rachsüchtigen Thaten in dem undurchdringlichen Dunkel dieses Staats-Gefängnisses verborgen seyen, und daß die ganz mit Namen und Zahlen bedeckten Wände wohl genauere und wahrhaftigere Proscriptions-Listen enthalten möchten, als die Verzeichnisse der Kanzlei. Es mischten sich daher einige Neugierige in das rasche Zerstörungswerk und untersuchten den Thurm von la Vertaudière, den die eiserne Maske fünf Jahre bewohnt hatte, und in welchem sich also wohl noch Spuren von ihrem Aufenthalt finden konnten; aber so sorgfältig man auch Alles zu entziffern suchte, was mit der Spitze eines Messers oder eines Nagels auf die steinernen Wände, auf den hölzernen Fußboden, auf die Schösser, auf die Möbeln, auf das Fensterblei eingegraben war, nichts unter allen diesen traurigen Archiven hatte irgend einen näheren oder ferneren Bezug auf den unglücklichen Marchialy, und man zweifelte nicht mehr an der pünktlichen Vollziehung der Feschele Ludwig's XIV. zur Tilgung jeder Spur von dieser seltsamen Nummer. Mehrere Personen fragten sich jedoch, warum der Leichnam des Gefangenen nicht gleich den anderen, deren Ueberreste man vorfand, lieber der schmutzigen Jungfer*) der Bastille, als dem geweihten Acker des Kirchhofs von St. Paul anvertraut worden sey; auf diesen Einwurf konnte man indeß erwidern, daß die in den Gräben entdeckten menschlichen Gebeine ohne Zweifel einer früheren Zeit angehörten oder doch nur die Verwundtheit von Subaltern-Beamten anlagten, die vielleicht einen Mord begangen hatten, um sich der Habseligkeiten eines Gefangenen zu bemächtigen; überdies war im Jahre 1703, wo Marchialy starb, Ludwig XIV. ganz in der Macht der Frau von Maintenon und seines Beichtvaters, des Pater Lachaise, die ihn zu einem so gewissenhaften Frömmeler gemacht hatten, daß er gewiß selbst seinem größten Feinde nicht den Beistand der Kirche und ein christliches Begräbniß verweigert haben würde.

Uebrigens blieben nicht alle Nachforschungen fruchtlos, wenn dem letzten Blatt des „Zeitvertreib eines Französischen Patrioten“, einer periodischen Sammlung, zu glauben ist, wo am 13. August 1789 von „einem Stück Papier“ erzählt wird, „welches ein Neugieriger, der sich die Bastille ansehen wollte, zufällig unter mehreren anderen Papieren fand; dieser Zettel enthält“, sagt der Redacteur hinzu, „die Nummer 64,389,000 und folgende Worte: Fouquet, von der Insel Sainte-Marguerite mit einer eisernen Maske anlangend; sodann drei X. X. X. und darüber: Kersadion.“ Der Journalist versicherte, den Zettel selbst gesehen zu haben, und steuerte einige flüchtige Bemerkungen zur Unterstützung der Ansicht bei, zu welcher die wirkliche oder angebliche Entdeckung jenes Papiers geführt hatte. War dieser merkwürdige Zettel, dessen Zweck eben so dunkel ist wie sein Inhalt, in der That vorhanden? Die politischen Zeitumstände waren zu ernst, als

*) So hieß ein mit einer Jantthür bedeckter Ort in den Gefängnissen, wo man diejenigen, deren man sich insgeheim entledigen wollte, in die Abzugskanäle hinabwürfte.

daß man viel Aufmerksamkeit auf ein solches Altesstück verwandt hätte, dessen Authentizität jetzt unmöglich mehr ermittelt werden kann; auch hatte der „Zeitvertreib eines Französischen Patrioten“, wovon 36 Nummern vom 5. Juli bis zum 13. August erschienen, nur sehr wenig Leser, denn die Revolution, die schon hinter den Köpfen des Gouverneurs der Bastille, Herrn Delaunay, und des Herrn von Fleffelles, Profess der Kaufmannschaft, nach dem Schall der Lärmglocke einherstürmte, gönnte den Patrioten keinen anderen „Zeitvertreib“ mehr, als den Dienst in der Bürger-Miliz.

Nichtedestoweniger wurde jener Zettel nebst den Betrachtungen des Redacteurs unter dem pomphaften, blendenden Titel: „Große Entdeckung! Entschleierung des Mannes mit der eisernen Maske“ in 12^{te} 7 Druckseiten stark, wieder aufgelegt und auf den Straßen verkauft, die damals vermöge der Pressfreiheit von einer Unzahl fliegender Blätter und Broschüren überschwemmt wurden; und diese neue Ansicht, so ohne alle Beweise, ohne Namen eines Verfassers, ohne irgend eine historische Gewähr unter das Publikum hingeworfen, machte selbst gegen Autoritäten wie Voltaire, Lagrange-Chancel, Saint-Foix und Griffet, die bei ihren Erörterungen niemals Fouquet mit ins Spiel gebracht hatten, noch einigen Eindruck; man erinnerte sich dabei an eine Stelle im „Zeitalter Ludwig's XIV.“, wonach der Minister Chamillard gesagt haben sollte, die eiserne Maske „sey ein Mann gewesen, der um alle Geheimnisse Fouquet's gewußt.“ Leute von großer Einsicht gingen sogar so weit, daß sie glaubten, Chamillard, den uns Saint-Simon als einen „wahrhaften, rechtlichen, dem Staat und dem Könige so wie seiner Geliebten treu ergebenen und überaus hartnäckigen“ Charakter schildert, habe die Wahrheit gesagt, ohne jedoch seinen Eid zu brechen und ein Geheimniß zu verrathen, das die Ehre seines Gebieters hätte bloßstellen können; vielleicht wollte Chamillard auf Fouquet hindeuten, ohne ihn zu nennen, um sich so, nach einer in jenen jesuitischen Zeiten sehr beliebten Moral, sein Gewissen rein zu erhalten; wer konnte auch um Fouquet's Geheimnisse besser wissen, als Fouquet selbst.

Was den Zettel betrifft, der dieser Auslegung als Basis diente, so scheint er mir nicht so ungereimt, wie mehrere Kritiker geglaubt haben: 1) die unverständliche Nummer 64,389,000 vermag vielleicht einen Sinn, der sich in Buchstaben übertragen ließ, denn der Gebrauch der Ziffern war damals in Staatsgeschäften sehr gewöhnlich; oder diese seltsame Zahl war aus Nachlässigkeit unrichtig wiedergegeben, vielleicht auch durch Schmutz unleserlich geworden; in diesem zweiten Fall könnte man das Jahr der Ankunft des Gefangenen in der Bastille, 1698, und gleich dahinter die Nummer der Liste, 9000 oder lieber 900, darin finden; 2) die drei X. X. X. lassen sich auch auf verschiedene Art ganz gut auslegen; es kann die Bezeichnung eines Registers, einer Serie, eines Schranks seyn, denn die Archive der Bastille waren so beträchtlich, daß ein besonderer Beamter unter der unmittelbaren Aufsicht des Gouverneurs dafür ernannt war; nun unterscheidet man aber in allen großen Sammlungen von Büchern und Papieren die Abtheilungen durch Buchstaben des Alphabets, die, wenn es nöthig ist, doppelt und dreifach wiederholt werden; 3) was den Eigennamen Kersadion anbelangt, der Britanisch ist, und den man besser Kersadion oder Kersadion liest, so hatte man vielleicht Fouquet mit diesem Namen belegt, nach dem in den Staats-Gefängnissen herrschenden Brauch, weil häufige Namens-Veränderungen die Neugier der Gleichgültigen und die Schritte der Beihilgen von der rechten Spur ablenkten; so behauptet Herr von Valteau, der Mann mit der Maske sey in der Bastille unter dem Namen Kastour bekannt gewesen, und in den Registern des Kirchspiels St. Paul finden wir ihn unter dem Namen Marchialy bezeichnet.

Dieses Blatt Papier hätte also zu einem allgemeinen Gefangenen-Kataloge gehört und wäre bestimmt gewesen, den wahren und den falschen Namen des Gefangenen, die Nummer des Bandes, in welchem sich die genaueren Nachweise und Bemerkungen über denselben befanden, die Nummer des Cartons mit den darauf bezüglichen Dokumenten, das Jahr und alle sonstige Hinweisungen auf Sammlungen von Altesstücken, die nicht mehr vorhanden sind, anzugeben. Es läßt sich leicht darthun, daß die Archive der Bastille vor und während ihrer Erstürmung geplündert worden, daß das Haupt-Register selbst, zu dessen Vernichtung man im Jahre 1789 weder die Zeit noch den Befehl hatte, schon im Jahre 1773 zahlreiche Verwüthungen und Abänderungen erlitten, und endlich, daß, wahrscheinlich um dasselbe Jahr, Französische Beamte beauftragt worden, alle auf Fouquet bezügliche Papiere in den Archiven von Pignecol aufzusuchen und fortzunehmen.

Da sich aber jenes Blatt Papier nicht erhalten hat, und da seine Existenz durch keine öffentliche Ausstellung erwiesen ist, zu der sich die Menge eben so gedrängt haben würde, wie zu der Leiter von Latude

und zu den eisernen Thüren der Bastille, so wollen wir es auch keinesweges unter die Beweisstücke aufnehmen, oder überhaupt nur die Wahrscheinlichkeit der Sache verteidigen. Erklärlich wäre es jedoch, daß der Fund eines Papiers und einer neuen Ansicht über die eiserne Maske kein so großes Aufsehen erregte, denn die Einnahme der Bastille hatte die Gemüther an das Unvermuthete und Wunderbare gewöhnt, und die republikanischen Gefängnisse sollten bald noch unerklärlichere und schauervollere Geheimnisse darbieten.

Der maskirte Gefangene war noch einmal ein Gegenstand der Mode und eine Lieblings-Beschäftigung der Pariser Presse geworden. Herr Charpentier, Linguet's Freund, von dem er aufgemuntert wurde, ein historisches Werk über die Bastille zu schreiben, wozu dieser ihm merkwürdige Aufschlüsse versprach, kam auf den Gedanken, die Ungerechtigkeiten, welche diese Wüste in ihrem Dunkel verborgen hatte, ans Tageslicht zu bringen, und gab „die enthüllte Bastille“ in Lieferungen heraus, die im Jahre 1789 begannen und damals ungeheures Glück machten. Es war dies ein mit Erläuterungen versehenen Abdruck des Haupt-Registers jenes Gefängnisses, worin die Ankunft und der Abgang der Gefangenen in chronologischer Reihenfolge regelmäßig verzeichnet waren. Die neunte Lieferung enthielt die Nachrichten, die man über den verlarvten Gefangenen hatte aufstreifen können. Der Ursprung dieser Nachrichten wäre verdächtiger gewesen, hätten die angeführten Thatsachen nicht so viel Ähnlichkeit mit den von dem Pater Griffet citirten Stellen aus dem geschriebenen Tagebuche des Herrn Dujunca gehabt.

Da Folio 120 des Haupt-Registers nicht von so alter Schrift war, wie die folgenden Blätter, und da auf jenem Blatt, welches das Jahr 1698 umfaßte, der Ankunft des Mannes mit der Maske gar nicht erwähnt war, so schöpfte man Verdacht, der auch durch andere Lücken bestätigt wurde, und man gelangte bald zu der Gewißheit, daß im Jahre 1773 Herr Amelot, Polizei-Präsident der Stadt Paris, sich alle mittelbar oder unmittelbar auf den maskirten Gefangenen bezügliche Aktenstücke hatte ausliefern lassen. Der Major der Bastille, Herr Chevalier, der dies Amt seit 1742 bekleidete, erklärte selbst, daß er auf Befehl des Präsidenten jene Dokumente herausgesucht und die aus dem Haupt-Register gerissenen Blätter an Herrn Amelot geschickt habe. Man hatte Grund, zu glauben, daß diese Blätter vernichtet seien, aber, heißt es, man fand sie wieder; Herr Duval, ehemaliger Polizei-Secretair, war so glücklich, nach vielem Suchen diesen Fund zu machen, und ihre Echtheit wurde nicht bezweifelt, als Charpentier sie in seinem mit Besonnenheit und weiser Kritik redigirten Werke, welches nach und nach, so wie es erschien, in Deutschland und England übersetzt wurde, abdrucken ließ. Bemerkenswerth ist es, daß das Blatt, auf welchem die Ankunft des Gefangenen in der gewöhnlichen Form vermerkt ist, aus mehreren abgetheilten Kolonnen besteht, wovon die eine für die Aufzeichnung der Hinweisungen auf den Band und die Seitenzahl eines Tagebuchs, einer Korrespondenz oder einer Sammlung, die nicht mehr vorhanden, bestimmt war, was ziemlich mit der Abfassung des in dem „Zeitvertreib eines Französischen Patrioten“ beschriebenen Zettels übereinstimmt.

Dies aufgesandene Blatt ist aber offenbar unecht, es mag nun das Ganze ein bloßes in den Polizei-Büreaus geschmiedetes Nachwerk, oder es mag von dem ehemaligen echten Blatt mit bedeutenden Verfälschungen kopirt seyn, denn unter der Rubrik „Bemerkungen“ liest man: „Dies ist der vielbesprochene Mann mit der Maske, der noch von Niemand enträthelt worden.“ Wie hätte man so etwas wohl im Anfange des 18ten Jahrhunderts schreiben können, da dieser Mann erst im Jahre 1773 nach dem Erscheinen von Voltaire's „Zeitalter Ludwig's XIV.“ viel besprochen wurde. Bei dieser Gelegenheit schlug Jemand folgende berichtigte Lesart für die Zahl des in der Bastille gefundenen Zettels vor: 4—4—37—8—900, indem er vermittelst Hinzufügung einer einzigen Ziffer eine annehmbare Erklärung derselben herausbringen wollte, nämlich so, daß dieser Zettel nach dem Tode des Gefangenen geschrieben worden wäre und für die Ankunft Fouquier's in der Bastille im Jahre 1664 auf den 6ten Band, für dessen Entfernung im Jahre 1664, als er nach Pignerol gebracht wurde, auf den 1ten Band, für seine Rückkehr nach der Bastille im Jahre 1698 auf den 37ten Band, für seinen Tod im Jahre 1703 auf den 8ten Band verwiesen und endlich die Zahl 900, als die der vor ihm eingetragenen Gefangenen, enthalten hätte. Zu dieser Auslegung gaben zwei auf jenem Blatt befindliche Hinweisungen auf den 37ten und 8ten Band des von Herrn Dujunca geführten Journals, welche beide Bände sich aber nicht mehr vorfinden, die Veranlassung.

Der Herausgeber der „enthüllten Bastille“ nahm jedoch zu solchen problematischen Berechnungen nicht seine Zuflucht; er prüfte kurz und bündig, aber mit Einsicht, die verschiedenen Ansichten, welche man bis dahin mit Bezug auf die eiserne Maske geltend gemacht hatte, und er kam auf die Meinung Voltaire's oder des Verfassers der „Liebschaft Anna's von Oesterreich“ zurück, indem er zu beweisen suchte, daß der Gefangene ein natürlicher Sohn Anna's und Buckingham's gewesen sey. Es öffnete sich jetzt den Muthmaßungen ein um so weiteres und freieres Feld, als die königlichen Censoren ihr Imprimatur vom ersten Jahre der Freiheit datirten.

Die eiserne Maske überschwemmte das Publikum noch einmal mit mehr oder minder hypothetischen Abhandlungen, und auch die angesehensten Englischen Kritiker beschäftigten sich mit diesem Gegenstande. Herr Duentin Crawford verglich im Jahre 1790 die bis dahin verteidigten Ansichten mit einander und erklärte sich so sehr von der Richtigkeit der Voltaire'schen überzeugt, daß er nicht im geringsten zweifelte, der maskirte Gefangene sey der Sohn Anna's von Oesterreich gewesen, nur konnte er sich über die Zeit seiner Geburt nicht entscheiden. Herr Crawford schrieb später noch ein Französisches Werk über diesen Gegenstand, bediente sich aber nicht sowohl schriftlicher Dokumente, als moralischer Gründe zu seiner Beweisführung. Dieser vermeintliche Sohn Anna's von Oesterreich schien damals die meiste Wahrscheinlichkeit für sich zu haben und den Muthmaßungen, die der Mann mit der Maske

seit 43 Jahren veranlaßt hatte, ein Ziel setzen zu sollen; man beschäftigte sich auch nur noch damit, den Vater dieses Unglücklichen ausfindig zu machen. Herr von Saint-Michel, der im Jahre 1790 eine Broschüre in Oktav unter dem Titel: „Der wahrhafte Mann genannt mit der eisernen Maske, in welchem Werk aus unwiderleglichen Beweisen dargethan wird, wem dieser berühmte Unglückliche das Leben verdankte, wann und wo er geboren wurde“, herausgab, wollte eine „geheime Ehe“ zwischen der Königin Mutter und dem Cardinal Mazarin glaublich machen. Dies wäre in der That ein vortreffliches Beispiel gewesen, auf das sich die dem Eelibat abgeneigten Geistlichen hätten berufen können; aber die Kritik mochte von der Legitim-Erklärung des Ursprungs der eisernen Maske nichts wissen und an Mazarin's Hochzeit keinen Theil haben. Wäre es nicht vernünftiger gewesen, lieber dem Advokat Bouche zu folgen, der in seinem „Versuch über die Geschichte der Provence“ zwei Bände in Duart, erschienen im Jahre 1783, die Geschichte der eisernen Maske als eine von Voltaire erfundene Fabel betrachtete, oder gar nicht weit davon entfernt war, zu glauben, dieser Gefangene sey eine Frau gewesen.

Von historischer Wahrheit konnte in jenen Zeiten der gesellschaftlichen Umwälzung, wo die Begebenheiten des Tages denen des vorigen Abends widersprachen, wo die Menschen sich selbst nicht mehr kannten, wo die Gegenwart, gleich einem ausbrechenden Vulkan, ihren Widerschein und ihre Lava auf die Vergangenheit warf, keine Rede mehr seyn. Falschheit herrschte in den Gesinnungen, in den Gedanken, in den Sitten; Uebertreibung verdrängte das Trefflichste, und Niemand ward es gewahr, weil Jeder vom allgemeinen Strudel mit fortgerissen wurde. Bis dahin war die merkwürdige Geschichte von der eisernen Maske gleichsam einer chemischen Analyse unterworfen und von allem falschen Zusatz, den die Uebersetzung darunter gemischt hatte, entbunden worden. Im Jahre 1790 aber erörterte man nicht mehr, sondern schob ein Dokument unter, wonach die Frage ohne Appellation unter dem Deckmantel jenes Marschalls von Richelieu, der um das Geheimniß Ludwig's XIV. gewußt haben sollte, entschieden wurde. Der Abbé Soulavie nämlich, der sich darauf verstand, die authentischsten Aktenstücke in einen Roman zu verwandeln, und der seine größten Betreffereien für Wahrheiten ausgab, verfehlte nicht, die eiserne Maske in die „Denkwürdigkeiten Richelieu's“ hineinzubringen, und behauptete, diese „Geschichte“ unter den Papieren des Marschalls entdeckt zu haben. Letzterer war wirklich so unvorsichtig gewesen, Soulavie seine Bibliothek, seine Schriften und seine Korrespondenz anzuvertrauen; aber es ist gewiß, daß Soulavie die lächerliche Geschichte, welche im dritten Bande der Denkwürdigkeiten erzählt wird, in den Pappn des Herzogs von Richelieu nicht gefunden hat. Nach dieser Erzählung, die von dem Gouverneur der eisernen Maske herrühren soll, wären, als die Königin guter Hoffnung war, zwei Hirten zu Ludwig XIII. gekommen und hätten ihm verkündigt, daß Anna von Oesterreich Zwillinge zur Welt bringen werde, die durch ihre gegenseitige Eifersucht große Kriege verursachen würden, und Ludwig XIII. hätte, seine Vaterpflichten dem Glück seines Volkes opfernd, auf der Stelle den Entschluß gefaßt, die Geburt des zweiten seiner Söhne für immer geheim zu halten.

An dieser herrlichen Geschichte fand man solchen Geschmack, daß Champfort, als er über die „Denkwürdigkeiten Richelieu's“ im Mercure Bericht erstattete, mit einer zu seinem sonst so bescheiden Charakter nicht wohl passenden Gutmüthigkeit ausrief: „Endlich ist es enthüllt, dies Geheimniß, das so lebhaft und so allgemeine Neugier erregt hat!“ Auf Lügen kam es Soulavie nicht an, bei der patriotischen Gesinnung, die ihn befehlte.“ Er gab vor, der Regent habe die Erzählung des „Gouverneurs“ dem Fräulein von Balois als Preis für eine Gefälligkeit anderer Art anvertraut, und diese Fürstin habe jenes mit sehr schmutziger Münze bezahlte Manuscript dem Herzoge von Richelieu, ihrem Geliebten, für dessen Neugier sie sich geopfert, übergeben. Was kostete dem Abbé Soulavie eine Unkeuschheit mehr oder weniger, wenn er seinen nach vortrefflichen Grundsätzen redigirten Offenbarung'n nur eine Würze mehr ertheilen konnte. Der Authentizität dieses Märchens wurde indeß nicht widersprochen, weil man im Angesicht des Schreckens und bei dem Donner der Lärmanone keine Zeit hatte, sich mit einem so frivolen Gegenstande abzugeben. Uebrigens warf sich Soulavie zugleich zum Kämpfen für die Tugend Anna's von Oesterreich auf und erklärte die Ansicht für falsch, die in der eisernen Maske einen natürlichen Sohn dieser Königin und Buckingham's erblicken wollte.

Senac von Meilhan, der sich durch die erdichteten „Denkwürdigkeiten der Pfalzgräfin Anna von Gonzaga“ in der Literatur einen Namen gemacht hatte, schlug gerade die entgegengesetzte Richtung von Soulavie ein, als ihm die Lust ankam, sich auch an der eisernen Maske zu versuchen; er wählte nämlich die am wenigsten romanhafte und am besten durch Beweise unterstützte Ansicht aus und verbreitete sich darüber in einem sehr verständlich geschriebenen Artikel in seinen im Jahre 1795 zu Hamburg gedruckten philosophischen und literarischen Werken, zwei Bände in Duodez. Er versetzte sich während seiner Emigration in Gedanken nach Frankreich zurück, geführt von dem maskirten Gefangenen, den er nach dem in der „kurzen Geschichte Europa's“ übersehten Italiänischen Briefe für den Secretair des Herzogs von Mantua hielt. Senac von Meilhan bekräftigte jenes Zeugniß durch das der Italiänischen Journale von 1782, die nach den Manuscripten eines in dem genannten Jahre zu Turin verstorbenen Marquis von Panchalier de Prié die Anekdote von Matthioli's Entführung erzählt hatten.

Die Ansicht Senac's von Meilhan erhielt sich durch das Gewicht der Aktenstücke, die man in den Archiven des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten entdeckte, und sie ist in der That fast die einzige, die sich noch bis auf den heutigen Tag mit einigem Anschein von Wahrheit behauptet hat. Herr Mour-Fayillac war der Erste, der im Jahre 1800 in den „historischen und kritischen Untersuchungen über den Mann mit der eisernen Maske, mit sicheren Ergebnissen über diesen Gefangenen“, 142 Seiten in Oktav umfassend, jene authentischen Dokumente heraus-

gab. Sie bestehen aus geheimen, auf die Unterhandlungen, die Intriguen und die Fortschaffung Mattioli's bezüglichen Korrespondenzen, zu welchen Quellen nur die Revolution den Neugierigen den Zugang öffnen konnte; aber der allermildeste kritische Geist würde den gewaltigen Unterschied zwischen der demüthigenden Lage dieses untergeordneten Gefangenen zu Vignerol und der Ehrerbietung, die Saint-Mars nach dem einstimmigen Zeugniß aller Uebersetzungen dem mächtigsten Gefangenen bezeugte, auf den ersten Blick erkannt haben.

(Schluß des zweiten Artikels folgt.)

Die Autographensucht.

Bei der Autographensucht stellen sich nothwendig zwei Theilnehmer heraus. Einerseits sehen wir den Autographisten, d. h. den Erzeuger der so gesuchten Waare; auf der andern Seite steht der Autographile^{*)}, d. h. der Kunde. Sie dienen sich einander gegenseitig als Ursache und Wirkung und stehen in demselben Verhältnis zu einander, wie der Verfasser von Fähigkeiten und ihre Verehrer, deren Daseyn als solche gegenseitig von einander abhängt.

Entwerfen wir kurz ein schwaches Bild der beiden Personen. Der Autographist, in seinen tausend wechselnden Verschiedenheiten betrachtet, ist der schreibselige Mann, der die Tinte nicht halten und seine Schreiblust nicht bezähmen kann, aus welcher ihm Verse, Gedanken in Prosa und allerhand Kleinigkeiten entschliffen, ohne daß auf die Wahl des Ortes vorzügliche Sorgfalt gewendet wird. Diese Schreibseligkeit hinterläßt ihre schwarzen und bunten Spuren sowohl in dem voluminösen Album, welches an merkwürdigen Orten zur Aufnahme der Fremden-Namen ausliegt, als auf den Trümmern verfallener Mauern; sie macht sich auf eigenen, geliebten und verschenkten Büchern, auf Grabsteinen berühmter Kirchhöfe, in den Registern der Gasthöfe, auf den Mauern der Gefängnisse wie der heimlichen Dörfer geltend; wir finden ihre stimmigen Worte sowohl auf den ägyptischen Pyramiden, den Gipfeln und Schluchten der hohen Alpen, wie auf dem bescheidenen Eckstein einer Strafe.

Der unbarmherzige Einkriecher seines Namens kümmert sich wenig um die Beschaffenheit des Bodens, auf welchem er mit seinem Schreibwerkzeug ackert, um die hoffnungsvollen Samentörner seiner Unsterblichkeit auszustreuen; er mag hart oder weich seyn, seine jungfräuliche Reinheit muß dem kühnen Angreifer nachgeben. Papier, Holz, Rinde junger Bäume, Glas, Sand, Stein aller Gattungen, Metalle müssen sich dulddend einem Drucke unterwerfen, zu welchem er nach Maßgabe der Verhältnisse sich abwechselnd der Feder, des Bleistifts, der Kreide, des Federmessers, der Stecknadel u. dergl. bedient. Ehe er vorüberzieht, ohne die Spur seiner wichtigen Gegenwart verewigt zu haben, wird er sogar zum Hackmesser greifen und wird selbst Feuer anwenden, um desto tiefer das Brandmal seiner Nullität aufzubewahren.

Jetzt kommen wir zu seinem natürlichen Pendant, dem Autographilen. Sind jene, die überall Ströme von Tinte auf ihrer Lebensbahn vergießen, einem Gießfaße gleich, welches auf seinem ganzen Wege seine feuchten Spuren zurückläßt: so sind diese fanatischen Autographenjäger dem Schwamme gleich, der alle Flüssigkeiten, die er erreichen kann, einsaugt.

Betrachtet man den Geschmack des Heeres der Autographen-Liebhaber im Allgemeinen, so wird man finden, daß er weit mehr nach der Quantität, als der Qualität strebt. Man durchsuche das Cabinet seines kostbaren Lande, man wird Voltaire neben Herrn von Lapalisse figuriren sehen, Talma an der Seite eines Tabarin, Racine neben Pradon, Napoleon neben seinem Kammerdiener u. s. w. Der Autographile wird aber auch nicht von den Männern seiner Bewunderung etwa das Manuscript eines Meisterwerks vorzeigen, nein, im Gegentheil, er wird nur das unerbedlichste Schnitzel aus dem Papierkorb eines Schriftstellers, eines Malers, eines Tonkünstlers oder eines Feldherrn aufzuweisen haben.

Lasset ihm einmal freie Wahl zwischen zwei handschriftlichen Denkmalen von Corneille, etwa zwischen einigen Szenen aus dem Cinna und einem Waschzettel; zwischen dem „Schiffbruche der Medusa“ von Gericault und einer Silhouette seines Portiers; zwischen einem Entwurf des Moses von Rossini und einer seiner Konditor-Rechnungen; zwischen einem Kriegsplan des großen Friedrich und einem seiner Beschele in irgend einer kleinen häuslichen Angelegenheit; lasset ihm die Wahl und seyd versichert, er läßt Cinna, Schiffbruch, Moses und den Kriegsplan stehen und greift nach dem, was diesen gegenüber liegt. Denn was er vor Allem zu haben begierig ist, das ist eine Schrift ohne Vorbereitung, Gestalt und Kunst, in deren ordnungslosen Zeilen er, wie er sich ausdrückt, die tausenderlei originellen Wendungen des Genies ihres Autors studiren kann.

Und welche Früchte weiß er aus solchen Studien zu gewinnen? Folgt ihm in die dunklen Gänge seiner Sammlung, wo er selbstgefällig Eurem Auge den Wegweiser macht. „Sehen Sie doch“, ruft er aus, „welche seltsame Züge Pascal machte!... wie komisch Boileau das A schrieb!... da sehen Sie doch einmal, wie Fenelon das J malte, niemals einen Punkt darüber; man ist zu glauben versucht, es geschah aus Dekonomie! doch dies ist alles nichts, ich habe hier etwas von Bossuet!“... „D“, werdet Ihr ausrufen, „wohl etwas aus seiner Abhandlung über die Universalgeschichte?“ „Mon dien, nein!“ antwortet er, „etwas tausendmal Merkwürdigeres!“ die Hälfte eines Billets an seinen Schuhmacher, wegen eines Paares grüner Pantoffeln. Warten Sie einen Augenblick, ich suche es... halt, hier ist es... nein, es ist nur eine Pre-

digt des Aobé Cottin... Hier ist Bossuet; betrachten Sie einmal dieses unlesbare Getrigel, sollte man glauben, daß ein solcher Schreiber so schöne Dinge geschrieben! Wer könnte das für Pantoffel so leicht lesen? Ich glaubte lange Zeit, es hieße Kartoffel, bis ich mir sagte, Kartoffel!... Kartoffel!... und noch dazu grüne Kartoffel!... kann ein Genie solchen Unsinn schreiben? und endlich ist das Billet ja an den Schuhmachermeister Herrn Belène adressirt, was hat der mit grünen Kartoffeln zu thun? Ich adoptirte daher nothwendig die Auslegung: grüne Pantoffel statt grüne Kartoffel. Mein bestes Autograph ist aber nicht von Bossuet, ich habe hier etwas von Voltaire; hier sehen Sie doch das Y!... mein Gott, ein Kind mach't es jetzt hundertmal besser; doch er schrieb es im Alter, und das entschuldigt ihn. Ist das nicht ein kostbares Stück? Aber ich habe es auch enorm theuer bezahlt!... Ein Engländer wollte mir schon das Doppelte dafür geben, aber ich gebe es nicht weg; ich habe weiter nichts von Voltaire, und in allen Handschriften, die von ihm in Umiauf sind, ist keine, in der das Y so ungewöhnlich wäre.“

Das sind also die Studien, die der Autographen-Narr über das Genie gemacht hat!

Außer seinem Pantheon, das er auf Kosten seines Wohlstandes täglich den Trümmern öffnet, deren mehr oder minder ruhmwürdige Abkunft unbestreitbar ist, hat der Autographile noch ein Album, welches dem ersteren eigentlich als Vorzimmer dient. Er sammelt hier gewöhnlich alle anonyme Billetts, die in seine Gewalt fallen; Papierchen, Pergamentstückchen sammelt er sorgfältig und hält sie der Aufbewahrung weih, wenn sie muthmaßlich aus alter Zeit und unleserlich sind. „Ich weiß zwar nicht, von wem sie herrühren“, sagt er, „allein es ist klug, sie in Sicherheit zu bringen, bis eine nähere Belehrung kommt. Man hat ja schon auf diese Weise die glücklichsten Entdeckungen gemacht. So fand man das schönste Autograph von Ludwig XIV., einen Brief nämlich an die La Vallère hat man im Käseladen gefunden!... dieses Stückchen kann eben so von einem unbekanntem Großen kommen; ich möchte dies um so eher glauben, da der Schweiß am Z gebogen ist, was mir ein charakteristisches Zeichen des Genies ist.“ (K. d. P.)

Bibliographie.

Céline ou le modèle des pensionnaires. — Von Frau von Adémar.

Les classes ouvrières. Moyen d'améliorer leur sort sous le rapport du bien-être matériel et du perfectionnement moral. — Von Emile Sères. 6½ Fr.

Études d'histoire et de philosophie. — Von E. Lermier. 2 Bde. 13 Fr.

A f r i k a.

Der neueste Krieg mit den Kaffern.

(Schluß.)

Schilderungen der Kaffern findet man in den Schriften Barrow's, Lichtenstein's, Alberti's und Anderer. Die lebendige und anziehende Beschreibung, welche der Erstgenannte von ihren physischen Eigenschaften, ihrem edlen Anstand, ihrer Freimüthigkeit u. s. w. giebt, machte einen großen Eindruck. Bei allem dem sind aber die Kaffern jetzt noch bloße Barbaren. Oberst-Lieutenant Wade behauptet in einer uns vorliegenden Depesche, es ließe sich durch Nachsicht und Milde viel bei ihnen ausrichten. Alberti, ein Offizier, der von 1802 bis 1806 an der östlichen Gränze stationirt war, behauptet ausdrücklich, die Mißverständnisse zwischen Kolonisten und Kaffern hätten ohne Ausnahme in den Verwüsthungen und Gewaltthatigkeiten der Ersteren ihren Grund; und das letztere Volk sey vollkommen geeignet, mit einer civilisirten Nation in vortheilhaften gegenseitigen Verkehr zu treten, wenn es mit Billigkeit und Menschlichkeit behandelt würde.

Wenn man die Kaffern eine Räuber-Nation nennt, so thut man ihnen großes Unrecht; allein es giebt unter ihnen, wie allerwärts, viele Individuen von schlechter Denkungsart. Der Umstand, daß die Heerden der Kolonisten besser sind, als die übrigen, und der allgemeine Gebrauch, Weiber gegen Kühe einzuhandeln, reizt sie zum Diebstahl. Wegen der zahllosen Ungerechtigkeiten, die sie erlitten haben, erscheint ihnen die Plünderung der Kolonie als eine gerechte Wiedervergeltung. Dazu ist die Bevölkerung an den Gränzen so dünn gesät, und die Heerden sind so schlecht bewacht, daß der Dieb räuber nur geringe Schwierigkeiten zu überwinden hat. In Europa würde man nicht auf strenge Gesetze zum Schutz des Eigenthums dringen, wenn der Besizer nicht selbst sich die Mühe nähme, es zu bewachen. — In Süd-Afrika dagegen will ein Bauer, der auf den Weiden eines zahlreichen Volkes von Uebewohnern so weit als ihm nur möglich vordringt, eben die Sicherheit für sein Vieh haben, als triebe es sich in einer Wüste herum; und werden ihm ein paar Kühe gestohlen, so möchte er gleich alle Eingebornen von der Erde vertilgt wissen.

Wir kommen jetzt auf die Ereignisse während des neuesten unglücklichen Krieges mit den Kaffern. Man hat behauptet, die letzte Invasion der Kolonie durch die Kaffern sey ganz ohne besondere Veranlassung gewesen. Daß dem aber nicht so war, ersieht man aus Herrn d'Urban's Depesche an Herrn Secretair Rice, die vom 28. Oktober 1834 datirt ist. Es heißt in dieser Depesche: „Seit vielen Jahren hatte das Kolonial-Gouvernement den Stämmen der Häuptlinge Macome, Bothma und Dyali erlaubt, ihr Vieh an dem westlichen Ufer des Keisamma grasen zu lassen. Im November des vorigen Jahres aber befahl der Gouverneur, vorgehend, daß diese Vergünstigung gemißbraucht worden sey, man solle die Kaffern ohne Aufschub von jener ganzen Linie zurücktreiben, was auch wirklich geschah. Zum Unglück ereignete sich dies, als eine Periode großer Dürre herannahte, und die Kaffrischen Stämme

*) Die Bildung des Wortes Autographile mag vielleicht ihre Entstehung dem Verfasser des obigen Aufsatzes nicht zu verdanken haben: sie mag schon früher üblich gewesen seyn. Wir wissen es nicht; das wissen wir aber, daß sie falsch ist, sie müßte heißen: Autographophile, da das Wort Autographon nur so mit phile (Liebhaber) verbunden werden kann.

litten empfindlichen Verlust an ihren Herden. Daher ihre feindselige Stimmung gegen die Kolonie."

Dies ausführliche und ehrenwerthe Geständniß, welches etwa sechs Wochen vor Ausbruch des Krieges niedergeschrieben wurde, stellt uns seine Veranlassung in ein helles Licht. Die Kaffern sind — um uns der Worte eines ihrer Redner zu bedienen — „Leute, die ihr Vieh lieb haben — ihre Weiber und Kinder leben von Milch — sie kämpfen für ihr Eigenthum — sie hassen die Kolonisten, die nach Allem schnappen, was ihnen angehört, und deren Zweck ist, sie zu vernichten.“ Die Vertreibung der drei Häuptlinge fand im November 1833 statt; aber gegen Ende des Jahres 1834 hatten die Plünderungen in der Kolonie furchtbar überhand genommen; und als man den Versuch, die Kaffern über den Keiskamma zu treiben, erneuerte, zeigten sie sich entschlossen, das Feld zu behaupten. Tzali erklärte, er wolle und müsse sein Vieh in den Thälern Mancazana grasen lassen; und seine Hirten zeigten sich wohlgeübt in den Dickichten. Um dieselbe Zeit wurden drei Pferde gestohlen, die der Kolonie angehörten; man schickte eine Patrouille aus, die Nevauche nehmen sollte; aber die Eingebornen warfen sie zurück, und der Bauern-Haue entkam nur mit genauer Noth. Dies war die unmittelbare Veranlassung zum Kriege.

Während der zweiten Hälfte des Dezembers 1834 und im ganzen folgenden Januar überfielen zahlreiche Schwärme von Kaffern das Gebiet der Kolonisten, verheerten die Pachtungen, trieben das Vieh weg und mordeten nicht Wenige der Einwohner. Der Blutdurst, den dieses Volk bei seiner letzten Invasion zeigte, war ihnen vorher nicht eigen gewesen und bekräftigte ihren steigenden Haß gegen die Kolonisten. Sie berechneten die Zahl ihrer von den marodirenden Bauern getödteten Landesknechte auf 44 und gelobten, den Tod derselben zu rächen. Das ganze Land bis zum Boshman's River war ihnen preisgegeben; ihre Haufen schwärmten um die Algoa-Bai und bedrohten sogar Grahams-Town. Zur Zeit der Invasion war die östliche Gränze von wenig mehr als 700 Mann verteidigt. Diese konnten eine Linie von 100 Miles nicht decken. Die Kapstadt, aus der man Hilfe erwartete, lag 600 Miles entfernt! Mehrere tausend Personen gaben, um nur ihr Leben zu retten, ihre ganze Habe dem wüthenden Feinde preis. Endlich kam die Hilfe herbei, und im Anfang des Februars war die Kolonie von dem Kern des Kaffrischen Heeres geläubert. Man verdankte dies schnelle und glückliche Resultat der Klugheit und unermüdeten Thätigkeit des Obersten Smith und des Gouverneurs.

Allein die Kaffern sollten nicht bloß aus dem Lande gejagt, sondern auch bestraft werden; und im März-Monat 1835 rückte eine Armee von 4000 Mann in das Kaffernland, um das Vieh zurückzutreiben, welches durch eine Gränzwache von 700 Mann so schlecht beschützt gewesen war. Am 13. April setzte der Haupttheil des Heeres über den Fluß Kai oder Ky, zerstörte die Dörfer Hinga's, des vornehmsten Chefs der Kaffern, und nahm 15,000 Stück Vieh weg. Vierzehn Tage darauf kam Hinga mit 30 Begleitern ins Lager, um wegen des Friedens zu unterhandeln, und dieser wurde ihm unter der Bedingung bewilligt, daß er 25,000 Stück Vieh und 300 Pferde innerhalb fünf Tagen und eine gleiche Anzahl binnen zwölf Monaten auslieferte. Hinga schickte Boten aus, um die stipulirte Anzahl Vieh einzusammeln, und blieb freiwillig in dem Britischen Lager.

Am 10. Mai scheint dem Gouverneur ein neuer Einfall gekommen zu sein; er erklärte den Fluß Ky, von seiner Mündung in dem Stormberg-Gebirge bis zum Ausfluß, für die Gränze der Kolonie, die solchergehaltn einen Zuwachs von ungefähr 7000 Quadrat-Miles erhielt. Ein großer Theil des neuen Gebiets liegt im Lande der Amatembu's und war also für die Missionen der Amatosa's nicht verantwortlich. Am Baffel-Flusse wählte man den Platz für King William's Town, die künftige Hauptstadt der Provinz Adelaide, wie das neu erworbene Territorium genannt wird. Die Namen Wellington, Peel, Aberdeen u. s. w., womit der Gouverneur andere Lokalitäten in der Nachbarschaft belegte, scheinen zu beweisen, daß Herr d'Urban schon damals von dem vorjährigen Minister-Wechsel Kunde hatte.

Vollenden wir jetzt unsere Erzählung. Zwei Tage nachdem die neue Gränze publizirt war, ließ Hinga seinen Sohn und Bruder als Geiseln im Lager, und machte sich mit einer Eskorte auf den Weg nach seinem Lande, um durch die Autorität seiner Gegenwart die Herbeiführung des stipulirten Viehs zu beschleunigen. Beim Hinansteigen eines Hügel am Flusse Baschi spornte Hinga plötzlich sein Pferd, als wollte er zu entweichen versuchen; man feuerte mit Pistolen hinter ihm her, aber er floh nur um so schneller. Endlich bemerzte ein Musketenschuß ins Bein seine Eile, eine zweite Kugel in die Rippen streckte ihn zu Boden; er raffte sich zusammen und stieg am Abhang hinunter ins Bett des Flusses. Hier lehnte sich der verwundete Mann, bis an die Hüften im Wasser sitzend, gegen einen Felsen und bat um Pardon. Die Hottentotten hörten sein Flehen und schenken ihm; ein Britischer Offizier aber schoß den unglücklichen Häuptling nieder. Mit der Erzählung der barbarischen That, die man sich noch an dem Leichnam Hinga's erlaubte, wollen wir das Obr der Menschheit nicht verletzen.

Die vier Monate nach Hinga's Tode scheint man hauptsächlich zu Bestrafung der übrigen widerpenigen Häuptlinge benutzt zu haben; die Gebiete derselben wurden durch das Heer der Kolonie verödet. Endlich, am 17. September, gab es Friedens-Verträge zwischen dem Gouverneur auf der einen und den Häuptern der Familien Gaika und Isalambi auf der anderen Seite. Kraft dieser Verträge erhalten die genannten Häuptlinge und ihre respectiven Stämme gewisse Landstriche, namentlich die Familie Gaika einen Strich an der Nordseite des Amatosa, und die Familie Isalambi ein anderes Stück längs der Seeküste, zwischen den Flüssen Kaban und Baschi. Einige Kaffrische Häuptlinge von anderen Familien erhalten ebenfalls gewisse Distrikte.

Alle diese Stammes-Häupten erklären sich für Unterthanen des Königs von Großbritannien, und bezahlen jährlich einen fetten Ochsen als Erb-Zins für ihre Ländereien. Sie stehen unter dem Britischen Gesetze, doch schenkt man dabei ihren Sitten und häuslichen Gewohnheiten etwas Nachsicht. Sie müssen alle ihre Feuegewehre abliefern, von jedem Versuche, den Frieden der Kolonie zu stören, Anzeige machen und den Missionairen, Magistrats-Personen und Agenten, welche die Regierung ihnen zuschickt, Aufnahme gestatten. Endlich verlangt man auch von ihnen, daß sie ihre Orbalien durch Zauberei einstellen sollen — eine unbescheidene Zumuthung, es müßte denn die Kultur unter ihnen reichere Fortschritte machen, als jemals in Europa.

Diejenigen Artikel des Vertrages vom September, welche sich auf die Vertheilung des Territoriums beziehen, verdienen eine strengere Prüfung. Sie scheinen die Declaration vom Monat Mai, welche den Ky zum Gränzflusse macht, nicht zu annulliren; und folglich hätten auch die Amatembu, die den Kolonisten doch niemals ein Leid zugefügt, ihre Unabhängigkeit verloren. Der Fluß Ky gewährt als Gränzfluß große Vortheile; vorausgesetzt, daß man die Kaffern aus drei Vierteln ihres Gebietes zu vertreiben und über den Ky zu treiben gesonnen ist; sollen sie aber in der neuen Provinz bleiben, so bildet der Fluß weit eher eine Demarcations-Linie, als eine Vertheidigungs-Linie. Ist es wohl denkbar, daß die Vertheilung der angeblichen Gränze dem Vieh-Diebstahl ein Ende machen werde? Wird man die Gränze zwischen Kaffern und Kolonisten nicht immer noch zu bewachen haben, wie vorher, so, daß in Zukunft zwei Gränzen bewacht werden müssen, statt einer? Noch mehr — die Linie von Forts, welche sich durch die Mitte der neuen Provinz ziehen soll, wird Kaffern-Stämme von Hinga's Geschlecht im Osten — von Gaika's Geschlecht im Norden, von Isalambi's im Süden und Zingo's im Westen haben — Letztere, ein Haufen Flüchtlinge aus dem Lande Natal, die vor Ausbruch des Krieges in Dienstbarkeit unter den Kaffern lebten und jetzt (an der Zahl 16,000) auf dem rechten Ufer des Keiskamma locirt sind. Alle diese Stämme darf man, im besten Fall, nur als schwache Freunde ansehen, auf die man immer ein wachames Auge haben muß. — Mit einem Worte, die Kolonie hat in Zukunft nicht bloß den Ky sammt dem Keiskamma, sondern auch obendrein eine Linie zu vertheidigen, die beide Flüsse verbindet, und zu deren beiden Seiten Kaffern wohnen. Will man diese Linie nur um der Civilisation der Kaffern willen besetzen, so fürchten wir, daß ein solches Erziehungs-System nicht bloß außerordentlich mühselig, sondern auch ganz ohne Erfolg seyn dürfte. Einem rohen Volke die Hälfte seiner Länder und seines Viehes wegnehmen und es in beständige peinliche Kollision mit den Urhebern seines Unglücks bringen, ist keine vernünftige Methode, es ruhig und zufrieden zu machen.

Habt Ihr aber eigentlich den Zweck, diejenigen Theile der Provinz Adelaide, welche den Eingebornen entzogen worden sind, an weiße Pflanzler abzutreten; nun denn, so treibt die Kaffern doch einmal für alle Mal in den Ky, oder in's Meer: diese direkte Vertilgungs-Methode wird am Ende die wohlfeilste und am wenigsten unmenschliche seyn. Daß die farbigen Rassen in enger Verührung mit den Weißen nicht gedeihen können, ist in den Vereinigten Staaten ein Prinzip der Gesetzgebung; daß es eine traurige Wahrheit sey, hat die Erfahrung in Süd-Afrika wie in der neuen Welt bestätigt.

Die Sucht nach neuen Weideplätzen im Osten ist dem Südafrikanischen Pächter zur anderen Natur geworden. Dies darf uns auch nicht Wunder nehmen. Wenn der Pächter seine Blicke dem Kaffernlande zuwendet, so kehrt er der Wüste Karu den Rücken. — Hinter ihm sind Einöden, von Heuschrecken, Mehlthau, Dürre und Ueberschwemmungen geplagt; vor ihm dehnen sich immergrüne Thäler mit lebendigen Wassern aus — ein Land, wo Milch und Hengis fließt. Man lasse ihn das letztere gewinnen, und die wohlbestellten Fluren von Smagonda werden ihn weiter locken; und dann liegen die beiferechten Ebenen von Natal gerade vor ihm. Und wer gewinnt bei all' diesem Länders-Erwerb? Der Staat gewiß nicht. Wenn ein Krieg zum Besten der Pflanzler notwendig ist, so kann Großbritannien dabei nur verlieren. Man sollte den Kolonisten also nicht erlauben, einen Fuß über die alte Gränze am Keiskamma zu setzen. Die Erfahrung lehrt, daß, wo jene geschlossen Heerden-Männer nur einen Schritt vorwärts thun dürfen, kein Ende ihres Marsches abzusehen ist. Die Vergrößerung der Kolonie sollte nur den Zweck haben, die Kaffern an eine gesellschaftliche Organisation zu gewöhnen, damit sie an ihren Gränzen eine strengere Polizei etabliren und ihre überlegenen Nachbarn, die Kolonisten, mit strengerer Konsequenz behandeln. (Edinb. Review.)

Mannigfaltiges.

— Die Memoiren des Friedensfürsten. In Madrid hat Don Nicolas Arias, einer der Schnellreiber der Cortes, eine Rück-übersetzung dieser Denkwürdigkeiten und zwar nach der von Hrn. d'Es-menard in Paris herausgegebenen Französischen Uebersetzung veranstaltet. Während nun diese Schrift jetzt in Madrid ausgegeben und mit großer Begierde gelesen wird, macht zugleich der dortige Buchhändler Secamilla in der Gaceta bekannt, daß er im Einverständnis mit der Gemahlin des Verfassers jener Memoiren, einer Tochter des Herzogs von Bassano, binnen kurzem das Spanische Original herausgeben werde, und daß er daher das Publikum davor warne, eine in mancher Hinsicht veranstaltete Rück-übersetzung zu kaufen. — Seltsam genug, veranlaßt in Deutschland dasselbe Werk einen ganz ähnlichen Streit zwischen den beiden verschiedenen Uebersetzern desselben, von denen der Eine nach der Französischen Ausgabe des Hrn. d'Es-menard gearbeitet und der Andere außerdem auch die in London erschienene Englische Version dieser Memoiren benutzt hat.